

Auch dachte keiner von uns daran, matt und willenlos von der Sait, wie wir waren.

Ein Tisch voll Tassen stand auf unserem Plage. Die Tassen waren mit einem braunen, nach Kaffee riechenden Wasser gefüllt. Verhoffen sah ich mich um und — da ich keine Gefahr erdachte, zog ich ein Weidstüd aus der Tasche und betraute damit die Frau, die die Tassen hüllte, so daß die mit eine davon teilweise überdeckt. In normalen Zustände hätte ich das Zeug weggeschleudert, jetzt schürfte ich es voll Dankbarkeit.

Altkühnlich nur wurden wir wieder in unsere Kerker getrieben. Den Rest der Strafe verbrachten wir alle in dumpfer Einsamkeit. Einige von uns waren schon entlassen, so daß wir nur noch zu vier in die Zelle bewohnten. Wie rechte Verbrecher sahen wir aus. Die Männer mit Bartstoppeln im Gesicht, schlakhtender Weste und durchweichtem Hemdtragen, die Frauen von den langen Sihen geschwollen, daß ihre Gärten offen standen. Alle hatten wir schwarze Schmutzstreifen im Gesicht.

Um ein Uhr mittags ließ man uns bei brennender Sonnenhitze unter der Bewachung von zwei handfeste Keulen in einer Art Uniform aus der Zelle. Man schaffte uns in einen jener länglichen Wagen, wie sie den Verbrechern bei ihrer Ueberführung ins Gefängnis zur Verfügung zu stellen pflegen und polierte einen der Uniformierten an die Türe. Einen nur. Man sah uns wohl an, daß ein Widerstand bei uns Entkräftetes nicht zu fürchten war. Langsam rumpelte der Wagen durch schmale, feine, unbekannte Gäßchen. Endlich hielt er an. Wir traten aussteigen. Mit noch zitternden Händen holte ich meinen Rollstuhl aus der Tasche und setzte ein Telegramm auf nach Königsberg:

Erholungsreise, gestern angetreten. Nach 30 stündiger Eisenbahnfahrt wohlbehalten angelangt.

Krankheitsdiagnosen nach der Handschrift.

In der Pariser Gesellschaft macht gegenwärtig das Buch eines angesehenen Arztes Dr. Duparchy's ein großes Aufsehen, und die merkwürdigen Theorien des gelehrten Autors haben im Vordergrund der öffentlichen Diskussion.

Dr. Duparchy vertritt nämlich allen Ernstes die Auffassung, daß es jede Krankheit nach der Handschrift des Patienten sicher und unfehlbar zu erkennen vermag. Er erklärt in dem Vorwort des Buches, daß er Tausende und aber Tausende von Kranken vom graphologischen Standpunkt aus untersucht und sich noch niemals mit seiner Diagnose getraut hätte. Man gebe mir, erklärte er, zwei Jellen der Handschrift irgendeines Mannes oder einer Frau und ich werde Ihnen haargenau sagen, woran er leidet und welches seine Diagnose mitbeweisen wird. Immerhin humaner ist dies als das Verfahren jenes anderen Franzosen, zwei Jellen der Handschrift irgendeines Mißbegüterten seien genügend, um ihn nach der Bekliste zu bringen.

Im „Martin“ finden wir einige Stichproben aus dem Buche Dr. Duparchy's. Eine Wagenkarre führt durch die in einer Handschrift aus, deren Jellen nach unten gehen. Dagegen besteht eine Schrift, die sich nach aufwärts bewegt, auf ein Verleiden. Wüßter haben allerdings die Graphologen, wie das zitierte Blatt bezeugt, aus einer nach aufwärts gerichteten Schrift auf Ehrgeiz und guten Humor des Schreibers geschlossen. Niemand hat aber bisher angenommen, daß die eine Leberkrankheit solche physische Wirkungen auslöse. Immerhin trägt eine gebirgten Gansleber erfahrungsgemäß zu gutem Humor bei und eine Gansleber ist bekanntlich eine hypertrophische, also eine kranke Leber. Sollen aber Leute, die regelrecht auf der Zelle schreiben, befürchten, daß sie gleichzeitig magen- und leberkrank sind? Dr. Duparchy rüchert aber die geradeaus schreibende Menschheit. Nein, der magen- und leberkrank zugleich ist, bei dem erkrankt die eine Zelle nach oben und dann wieder eine andere nach unten gerichtet. Gestirnenarbeiten verursachen eine Verdickung der Schrift. Eine Ausbuchtung der Schiefe des Buchstaben F nach links erklärt der famose Autor charakteristisch für gewisse Frauenleiden. Der „Martin“ meint dazu: Gemutterte Refraktionen, die bewirkt werden, sich dem Dienste des Vaterlandes zu wid-

men, müßten nun aufgeben, ob sie nicht auch solche eine Schiefeliegentümlichkeit aufweisen, da sie in diesem Falle Gefahr laufen, schleunigst in einer gynäkologischen Abteilung untergebracht zu werden. Ausbuchtungen des M Buches für Hysterie. Bei Hypochondern nimmt dagegen dieser Buchstabe die Form eines großen U an. Ihre Ideen betreffen eine auffällige Verlängerung der Schriftzüge und ähnlich soll auch die Schrift der Größenwahnkranken sein, wogegen Verfolgungswahnkranken dazu führt, daß der Schreiber seine Unterfertigung mit einem großen Bogen umgibt, also gewissemaßen eine Mauer um sich aufbaut. Schließlich warnt Dr. Duparchy vor Leuten, die ihre Briefe links unterschreiben. Das deutet entschieden auf Selbstmordtendenzen.

Man muß von diesen neuen Fortschritten der Graphologie schwere Eingriffe in das Privatleben befürchten, das nun dem Verdrat der Deffentlichkeit schuldig preisgegeben ist. Nur die Ärzte dürften mit der neuen Entdeckung zufrieden sein. Es gibt keine Ordination mehr und der Arzt braucht fernerhin mit dem Patienten in keinerlei persönlichen Kontakt zu kommen. Also z. B.: „Mein Herr, es ist mir unmöglich, zu wissen, was Ihnen fehlt, wenn ich Sie bloß untersehe. Gehen Sie mal schleunigst nach Hause und schreiben Sie mir auf, was Sie über die heutige Kursbewegung an der Börse denken!“

Die „Forschungen“ des Herrn Dr. Duparchy sind natürlich bärer Anstöß. Die Tatsache, daß sich die französischen Zeitungen so eifrig mit ihnen befassen, heißt der französischen Presse kein gutes Zeugnis aus.

Literatur.

„Deutsche Rundschau.“ Mit dem Septemberheft schließt die „Deutsche Rundschau“ ihren 48. Jahrgang ab. Das inhaltliche Fest eröffnet Professor Victor Franz mit seiner Einführung in das Reich der Biologie. Die „Allgemeinste Geschichte des Lebenden“ geht von der Urzeugung als Forderung der Organismengeschichte aus, behandelt dann die Entfaltung des organischen Stoffes, des beständigen Stoffwechsels und die ursprünglichen Leistungen alles Lebenden, wie Gestaltung und Organbildung, Fortpflanzung, Wachstum, Vererbung, Variation, Regenerationsvermögen, ferner das Urzellenleben, den Erwerb der Beweglichkeit, vervollkommnung und endet mit Ausführungen über die unmittelbare Zweckmäßigkeit und die Entelechie. Der königlich schweidische Oberst Ludwig af Peterjens gibt seine unerfreulichen Eindrücke aus der Tschoko-Slowakei wieder, in der 4 Millionen Deutsche den Reichthum auf Gnade und Ungnade ausgeliefert sind. Für Reichthumschätzerei und berufständliche Vertretung tritt Friedrich von Oppeln-Brankowski ein. Ueber die deutsche Luftfahrt während des Weltkrieges gibt Major a. D. D. Lehmann einen hochinteressanten Bericht. Der Holländer S. Ch. G. J. van der Mandere unterrichtet über den gegenwärtigen Stand des internationalen Privatrechts. Von ganz besonderem Reiz ist der Pariser Brief Alexander C. G. Kellens. Ernst Nicolas. Vom Lebenstraum. Roman. Max Seyffert, Verlagsbuchhandlung, Dresden-N. 6.

Es ist das erste größere Werk eines jungen Schriftstellers, der bisher nur mit Skizzen und kleineren Novellen in verschiedenen bekannten Zeitschriften an die Deffentlichkeit getreten ist. Der Vorwurf, den er behandelt, ist einfach. Er gilt zwei lebenden Herzen, die durch die Macht der Verhältnisse auseinandergerissen, sich erst nach langen Prüfungen und schwerem Leid angehörend dürfen. Die Charaktere sind durchweg vorzüglich gelungen. Neben der wärmere Teilnahme wendenden Handlung ist der Roman vor allem auch durch entzückende, mit dem Auge des Künstlers gefaßte und voll künstlerischen Gemüths wiedergegebene Naturwunderungen auszeichnet.

Wie hoch ist meine Einkommensteuer? Das neue Reichseinkommensteuergesetz in allen feinen Bestimmungen tabellarisch dargestellt, nebst einer Steuer-Tabelle für Jahreseinkommen von 100 Mark bis 20 Millionen Mark. Von Hans Hartmann. München 1920. C. F. Wed.

Nationalismus oder Weltbürgertum. Von Paul Friedländer. Reform-Verlag Futuria, Berlin W 50.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung, Sasse a. S. Gr. Ulrichstr. 42. Fernruf 4250.

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

Ne. 199 Dienstag, den 7. September 1920 1920

Phinele.

Roman von Ludwig Hoffmann.

Der Grummstein ist ein gewaltiger, über hundert Meter hoher Fels, der nur durch eine schmale Einsattelung mit dem schließenden Höhenzug verbunden ist. Er schließt sich, nach allen Seiten hin abfallend, bis an die Elbe vor, und er erinnert ein wenig an den Zuckersack am Pfaffen, nur daß er viel massiger und imposanter ist. Die Ruine auf der Höhe des Felsens hat noch ein paar leidlich erhaltene Gemäcker und einen hochragenden Bergfried, von dem aus man weit hinein sieht ins böhmische Mittelgebirge. Maler und Dichter haben den Grummstein in Bild und Lied verherrlicht, und vor allem hat Theodor Körner ihm eines seiner schönsten Gedichte gewidmet. Der gewaltige Fels mit seiner Ruine ist fast zum Maßstab für diesen schönen Teil des Elbtals geworden.

Phinele stand oben im ersten Burghof. Der Pikares war aus dem Wälschjespächel gekommen, hatte sich in Erwartung einer Bestellung allerlei zu schaffen gemacht und war dann wieder ins Haus gegangen, da die einsame Besucherin sich gar nicht um ihn kümmerte.

So war Phinele wieder allein. Sie preßte beide Hände gegen die wild hämmern den Schläfen und schloß die Augen. Das tat sie unwillkürlich in heiß aufsteigender Angst vor dem Grund, und der Kopf unter ihr gähnte. So stand sie ein paar Minuten und bewegte sich nicht und wurde sich wieder, wie so oft, der tiefen Einsamkeit bewußt, in die kein Laut von dem Treiben in der Tiefen heranzuging. Erst als ihr Herz, das im stürmischen Auftrieb und in der tiefen Erregung der Stunde zum Zerplatzen geriet, sich ein wenig beruhigt hatte, ließ sie die Hände sinken, und nun hob sie auch langsam die Lider.

Der erste Blick fiel hinauf den Strom. Da schwamm eben ein riesenhaftes Floß vorüber. Vier, fünf Baumstämme hintereinander geloppelt zur ungeschickten Reiter. Auf dem Floß nur zwei Männer und ein kleiner Hund, der lässend auf und nieder lief. Das heißt, man hörte das Klaffen nicht. Aber Phinele glaubte es zu hören, und sie begriff auch, warum das Tierchen sich so geschäftig und wild gebärde, wo zur Ursache oder gar zur Freude irgend ein Grund nicht vorhanden war. Das Tier war wie ein Gefangener, einsam, fern von den Gassen und zu einem Leben verurteilt, das seiner Art ganz unwillkürlich. Das Springen und Bellen war ihm die einzige Möglichkeit, über die Zwecklosigkeit seiner Existenz fortzukommen und ein höheres Maß an Wichtigkeit wenigstens vorzutäuschen. Vielleicht war auch Sehnsucht dabei. Vielleicht wollte drüber im Dorfe ein Hund, und das Tierchen auf dem Floß rannte an den Uferen keine schwimmenden Insel entlang, wie ein Gefangener gegen die Mauern tobt, die ihn umschließen.

Und die beiden Männer! Ganz vorn der eine, am Ende, und so weit zurück, daß er kaum zu erkennen war, der andere — beide mit Anstrengung aller Kräfte bemüht, das ungelante Fahrzeug in der rechten Bahn zu halten. Warum wie der Hund waren auch sie, und hart und armüthig ihr Lebez. Warum lebten die eigentlich, und warum quälten sie sich? Es mußte schrecklich sein, so jahraus, jahrein an Leben, an der Schönheit und dem Reichthum der Welt vorüberzugleiten, immer an überhörenden Ufern hin, die man doch niemals betreten durfte.

Das war nun kein klares Denken, und Phinele hielt sich bei der Betrachtung nicht auf. Es geschah ihr oft, wenn sie

hier oben stand, daß die große Silbe ihr ans Herz griff, daß sie, wellentüchtig und voll dem Bewußtsein Gott nahe, in traumhafte Vorstellungen sich verlor, die, wie sie meinte, ihrem Wesen ganz fremd waren. Oder war das gerade ihr eigenes Wesen und sie begriff sich nur nicht so lange sie nicht ganz mit sich allein war? Ein paar Berse von Rainer Marie Rilke flatterten ihr durch den Sinn:

Kann einer mir sagen, wohin ich mit meinem Leben treibe? Ob ich nicht doch im Sturmwind streiche und als Welle wohne im Reiche, und ob ich nicht selbst nach die blasse, bleiche, frühlingstreibende Birle bin?

Das verstand Phinele nicht ganz. Sie ahnte nur Unendlichkeiten, hinter den schönen Versen, deren Müßigkeit mehr als der Sinn sich ihr in die junge Seele eingeschmiegelt hatte. Vor allem das schöne Bild von der „blaffen, bleichen, frühlingstreibenden Birle“ hatte es ihr angetan, und im Selbsterbarmen mit dem harten Schicksal, das sie nun in den Tod trieb, kam sie selbst sich fast wie jolch ein stierender Birlein vor. Nur daß ihr nun kein Frühling mehr blühte.

Da hatte auch der Jammer der Stunde wieder Gewalt über Phinele, und ihre Augen suchten in bester Not die im Abendgold ruhende Wanderschaft zu umfassen. Da unten das Dorf, das sich in das lichte Grün der Obfenne einfugelte. Da gab es ein trauliches, altes Kirchlein, und sie kannte den Pfarrer gut und alle die Leute, die dort zur Kirche gingen. Manchmal, wenn ihr so recht fromm zu Sinn war und wenn sie im Uebermaß und beweglich sich gar nicht zu helfen wußte vor dem drängenden Verlangen, doch recht, recht zu sich und alle Menschen fürchtbar lieb zu haben — dann war sie ins Tornowitzer Kirchlein gegangen, und dann hatte der Pfarrer immer auch für seine Armen betommen, was Phinele gerade bei sich trug. Nun lagte das Kirchlein über die Bäume und Dächer hinaus und winkte und grüßte herüber und Phinele lächelte, wie es sich in ihr emporquoll: das sah sie nun auch zum letzten Male! Sie verstand auch recht gut, was das Kirchlein ihr sagen wollte. Aber es war schließlich doch auch nur ein Haus von Stein und verstand nicht viel von der Not der Menschen.

Welter unten redete der Vorhof sein grantiges Haupt empor, und darüber schob der Wolfsbach mit seinem Wasser sich hinauf in die Tiefe, um dann schnell wieder zur Ruhe zu kommen und sich gemächlich durch die äppigen Wiesen hinzuschlingeln, bis er die Elbe erreichte. Den kleinen Wasserfall lebte sie besonders. Den hatte sie ja schon kennen, so oft sie an das Fenster ihres Mädchenstübchens trat, sein Rauschen hatte sie als Kind schon in den Schlaf gelungen, und es hatte ihre Phantasie oft in wüthliche Fernen entführt. Denn den Fall gerade gegenüber lag das Haus, das bisher ihre Welt gewesen war und das sie nur im Tode lassen konnte.

Ihre Augen wanderten in schauer Halt über den Strom hinüber. Und dann plötzlich rang sich ein wildes Schlußwort aus der jungen Brust empor, das fast wie ein Schreien war. Sie sank an einem der kleinen eisernen Tische nieder, warf sich schlaflos darüber hin und ihre Finger trampften sich fest, als wollten sie in das kalte Metall sich engraben. So lag sie und weinte. Weinte und vergaß die Welt um sich her und stammelte in wildem Jammer ihre tiefste Sehnsucht und ihr tiefstes Weh hinaus: Mutterlein! Mein Mutterlein, mein Mutterlein!

Dann schrak sie empor: Lieber Himmel, wenn jemand sie so sah! Sie glaubte, hinter sich ein Geräusch gehört zu haben.



aber sie wagte nicht, sich umzusehen — sie hätte sich vor Scham nicht zu laßen gewagt. Mit einem Rud stand sie auf und trocknete sich häufig die Augen. Dann ging sie langsam und in dem Bemühen, umbeizugehen zu scheitern, an die nie e. e. Holzbrüstung heran, die hart am Rande des Festens angebracht war. Nun schaute sie die Tiefe, in die sie nicht hinaufsehen wagte, und das Entsetzen ran ihr erstarkt durch die Glieder. Und nun begriff sie mit einem Male: Es war doch Wahnsinn, zu glauben, daß sie je den Sprung dahinunter wirklich tun könnte! Alle phantastische Schönheit, mit der sie stierlich die Tod umkleidet hatte, ging unter in einem tiefen Grauen, und die junge Kleiderstraße brach stierlich durch alle ungewohnten Empfinden und das Wieviel transformativer und kindlicher Vorstellungen hindurch. Das war wie ein Jaudzen in heißer Not, ein Jubeln, das über das weinende Herz hinwegsprang und mit einem unartikulierten Laut sich auf die Lippen drängte: Leben! Leben!

Und im Uebermaß des überquellenden Gefühls, das Neze, Sehnsucht, Scham und wiederkehrende Hoffnung zugleich war, redete Winiela die Arme aus, dem leeren Saule entgegen, zu dem sie gehörte und in dessen Fenstersehen nun die untergehende Sonne sich glühend spiegelte.

Da schaute sie sich kräftig gegen sie zu ein paar taumelnden Schritten rückwärts gewungen. Und als sie dann, tief erschrocken, sich umwandte, sah sie in das freundlich Gesicht des alten Herrn, dem sie auf dem Ruheplatz unter den Eichen begegnet war.

„Sie sind ein wenig unvorsichtig gewesen, liebes Kind,“ sagte er ruhig, während er sie auf einen Stuhl niederzwang. „Wir schwandelte ordentlich, als ich Sie so da vorne stehen sah, so hart am Rande. Man kann der Brüstung nicht trauen, und sie ist doch auch weniger zum Schutze als zur Warnung da. Und die Tiefe hat geheimnisvolle Kräfte. Wie das Wasser, wenn man sich seinen Bedenkungen überläßt. Sie wissen doch, wie es dem Goethe'schen Fährtenaberging: „Nah jog sie ihn, halb sanft er hin.“ Ich hatte wahrhaftig Angst, Sie könnten hinunterstürzen, und so griff ich unwillkürlich zu.“

Winiela war der völlig veränderten Situation nicht recht gewöhnt. Zunächst wollte das Erschrecken noch nach, und sie hätte gerne gewußt, ob denn der fremde Mann wirklich nicht ohne, mit welchen Absichten sie in den Grimenstein gekommen war. Aber dann rang der Trost sich energisch durch. Sie hatte doch zuletzt gar nicht mehr die Absicht gehabt! Und es war doch eigentlich dreist, sie so anzusehen und wie ein kleines Kind hübsch brav aufs Stübchen zu setzen.

„Es wäre schon nicht hinuntergefallen, und Sie hätten sich wirklich nicht zu bemühen brauchen!“ Es gelang ihr ein allerliebtes Tröstmäulchen, das dem Herrn viel Vergnügen zu bereiten schien. „Ich bin so oft hier oben — beinahe alle Tage.“ Das war nicht ganz richtig, und Winiela war im Echten auch nicht recht geübt. Nun aber schaute sie vor allem das Bedürfnis, dem alten Herrn Klar zu machen, wie überflüssig seine Gemüthsheilung gewesen war. „Na, und was Sie da von dem geheimnisvollen Kräfte der Tiefe gesagt haben —“ „Wah!“ — sie schlenkerte wirklich schon ein klein bißchen mit den Lippen, daß sie schurrend auf dem Kies auf und wieder fuhr — „die tun mir schon nichts.“ Und nun kam ein ganz besonderer Trampel: „Ich bin nämlich schwindelkrank!“ Was das war nicht richtig, aber es ging ihr doch ganz glatt von den Lippen und sie freute sich, das konnte er sich merken!

Der Herr lächelte wieder — ein gültiges, verstehendes Lächeln, und in seinen Blicken lag etwas — das sah tief in sie hinein und durchsuchte forschend ihre Seele. Winiela schaute das ganz deutlich und es lag etwas Aufreizendes darin, gegen das sie sich wehren mußte.

„Na, na,“ sagte der Herr benehmt vergnügt, sind Sie dessen auch ganz sicher? Jedenfalls möchte ich mir die Bemerkung erlauben, daß gerade die schwindelkranken Leute immer auch die Gefahr im Auge haben und nie Unvorsichtigkeiten begehen. Und unvorsichtig, scheint mir, sind Sie doch wirklich gewesen.“ „Gar nicht! Na, und wenn schon — das geht doch niemand etwas an!“ Und nun flammte der Trost über alle geheime Not und über alle Erziehung hinaus: „Ueberhaupt — wer sind Sie denn eigentlich? Ich kenne Sie doch gar nicht!“ Nun schaute der Herr laut und schallend auf.

„Wahrscheinlich, Sie haben recht. Aber sagen Sie selbst, ich

konnte doch unmöglich, als ich Sie so da so vorn stehen sah, in erster Lebensgefahr, wie ich meinte — also da konnte ich doch unmöglich erst beiseiden den Hut ziehen und mich unständig vorstellen. Vermuthlich würden Sie dann heftig erschrocken sein und vielleicht wären Sie dann wirklich abgestürzt. Eherlich hätte mein Name Ihnen viel weniger genügt, als es nun diese beiden Hände getan haben. Aber erlauben Sie mir, daß ich nun das Verfallene nachhole. Er stand auf und küßte den Hut. „Professor Welsbach aus Wien.“

Winiela horchte auf und sie starrte den Herrn mit naivem Entsetzen an. Also das war Karl Welsbach! Mein Gott, den verehrte sie ja! Was hatte sie schon von ihm gehört — allerdings in Bearbeitungen für die Geige. Und den hatte sie sich eigentlich ganz anders vorgestellt!

Der Professor war aber mit der Vorstellung noch nicht zu Ende und er fuhr inswischen hefter fort: „Ich darf vermuten, daß Sie mit meinem Namen allen noch nicht viel anfangen können. Name ist Schall und Rauch, und man weiß jedenfalls herzlich wenig, wenn man von einem Menschen nur gerade den Namen kennt. Gestatten Sie also, daß ich gleich hinzufüge, was sonst noch zu meinem Nationalgelehrten. Ich bin Professor am Wiener Konservatorium, Leiter der Meisterklasse für Klavier, Komponist von leiblichen Musik und Ritter eiliger Orden. Ich besitze eine — nach meinem Begriffe — entzückende Villa auf dem Rastenberg, bin verheiratet, aber nun leider kinderlos. Alter: 59 Jahre. Vermögen: Genug, um zur Not davon leben zu können. Hab' ich noch was ver-gessen? Na, ich weiß nicht. In Summa jedenfalls ein leidlich anständiger Mensch, dem eine junge Dame schon vertrauen darf, auch wenn sie ihn eben erst unter Umständen kennen gelernt hat, die, das gebe ich zu, nicht ganz allseitig sind.“

Nun mit einem Male wußte Winiela ganz genau: Professor Welsbach hatte sie vorher beobachtet, als sie so schlusslos gewandelt hatte. Und nun fiel ihr auch ein. Er hatte unten, bei den Eichen, doch gesagt, daß er hinaus und nach Prüfung gehen wollte. Er hatte also seine Absicht geändert, er war ihr nachgegangen, weil ihre Ausrufung ihn beunruhigt hatte. Und das war nun ganz gewiß: er wollte alles! Winiela schaute, wie das Blut ihr kramend ins Gesicht stieg und wie aller Trost jämmerlich zusammenbrach. So sah sie in hilfloser Befangenheit zu ihm auf, und sie konnte nicht hindern, daß ihr wieder die Tränen in die Augen traten.

Professor Welsbach hatte sie still beobachtet und mit Genugthuung die Veränderung wahrgenommen, die mit ihr vorge-ging. Nun setzte er sich wieder ihr gegenüber und griff nach ihren beiden Händen, die sich eilig anfühlten.

„Mein liebes Kind,“ sagte er welsch, „ich möchte so gerne, daß Sie mir wirklich vertrauen. Es würde mir eine große Freude sein, wenn ich Ihnen helfen könnte. Ich habe viel im Leben erfahren, vor allem viel Schweres und Schmerzliches. Vor drei Jahren habe ich ein Töchterchen begraben, mein einziges, das so war, wie Sie nun sind. Vielleicht hat es mir darum so weh getan, als ich Ihr verdorres Gesichtchen sah, da unten bei den Eichen. Ich weiß nicht, was Sie drückt. Ich weiß auch nicht, ob Sie Eltern, ob Sie eine Mutter haben.“

Winiela schneelte so jäh empor, daß er erschrocken abdrückte und ebenfalls aufsprang. Alles Blut war aus ihrem Gesicht gewaschen und ihre Augen weiteten sich in Entsetzen. Dabeim der Brief, in dem sie Abschied nahm von der Mutter und sagte, warum sie sterben müsse! Daran hatte sie gar nicht mehr gedacht, und wenn den die Mutter inswischen gefunden hatte! Das Herz stand ihr sekundlang still, und eine Flut entsetzener Gedanken und Bilder strömte auf sie ein. Dann begann es in ihrem Gesicht zu arbeiten, die Glieder lösten sich und laut aufschreiend brach sie am Tisch zusammen.

Welsbach hatte tiefstes Mitleid mit dem jungen Menschen-kind, und er war zunächst ratlos, was er nun sollte. So ließ er sie ein Weilschen gewähren, dann legte er ihr tröstend beide Hände auf die zuckenden Schultern.

„Rufen Sie sich nun mein Kind! Ich habe immer er-sprochen, daß man den Schilungen des Lebens am besten bezogenet, wenn man sich Herzhaft mit ihnen auseinandersetzt. Haben Sie doch Vertrauen! Nehmen Sie an, wir sind ganz alte Freunde und Sie könnten mit alles sagen. Alles! Und seien Sie gewiß, man kann auf mich zählen.“ (Fortsetzung folgt.)

Dreißig Stunden Haft.

Von
Wilmela Selme.

Am vier Uhr morgens weckte mich ein harter Finger aus unruhigen wirren Träumen. Felt geschlafen hatte ich natürlich die ganze Nacht nicht. Ich wußte ja, was mir bevorstand. Klügig hatte ich meine notwendigen Habseligkeiten zusammen, Gedächtnis, Auswekspapiere und die itaallische Bewachung, die ich gestern Abend ausgefellt bekommen hatte. Ich las sie noch einmal aufmerksam durch. Bis morgen mittag mußte ich sitzen — da war nichts zu machen! Warum hatte ich mich auch mit dieser ausländischen Sache befaßt!

Heute den ganzen Tag also mußte ich in diesem Gefängnis zubringen, die nächste Nacht und wieder einen halben Tag. Dreißig Stunden eingesperrt!

Seufzend ergab ich mich in das Unvermeidliche. Ich sah nach der Uhr. Da es nicht möglich gewesen war, in so früher Stunde eine Droschke aufzufahren, mußte ich mich entschließen, mich zu Fuß an den Ort meiner Einlieferung zu begeben. Zum Kaffeetrinken war natürlich nicht mehr Zeit. Ich war mir klar, daß ein Verzug die empfindlichsten Folgen für mich haben könnte.

Mein Mädchen meinte, als ich ging. „Wenn Sie nur meinten, schnell zurückkommen.“ Mir selbst war elend zu-mute. Aber immerhin, die Sache mußte durchgemacht werden. Und schließlich — wir befinden uns ja in einem zivilisierten Staate. Selbst dem Verbrecher blüht man heutzutage humanere Behandlung zu.

Ins-wischen war es immer später geworden, so daß ich zuletzt anstollt in einen regelrechten Traub verfall und ganz atemlos und leuchtend am Orte meiner Bestimmung ankam. Fräftig Mühen vor der anberaumten Zeit. Ich erhielt einen heftigen Beweis von dem Wärter, der fluchend die eiserne Kette hinter mir ins Schloß warf.

Ich sah mich um in der mir angewiesenen Zelle. Zwei Bretzeln, an den Rängseiten angebracht, ohne einen Haum Stroch oder eine Bettdecke. Dazwischen gerade so viel Raum, daß man sitzen konnte. Oberhalb der Bretzeln eine primitive Einrichtung zur Unterbringung der mitgebrachten Habseligkeiten. Und diesen Raum, für dessen Benutzung mir der Staat lässig eine ziemlich bedeutende Summe anverleigte, teilte ich mit sieben Mitgefängenen, vier Männern und drei Frauen. Ich versuchte das vergitterte Fenster zu öffnen; das erwies sich aber als unzulänglich. Auch sah neben mir eine Frau mit einem Zahngeschwür, die sich meinen Ne-suchen heftig widersetzte. Mein anderer Nachbar, der mit einem rarierten Schädel, herbdarmelig, wie er war (er sagte „der Hise wegen“) recht den Typus eines Justizhülers auf-wies, konstatierte, daß man „in diesem Loch nicht die selbst in Gefängnissen obligatorische Zahl von Rubikmtern“ hätte. Man sprach davon, eigentlich müsse man sich be-schweren. Aber jeder von uns wachte, es wäre umsonst.

Man stellt immer voll Entsetzen von den grauhäuten Foltern, die im Mittelalter üblich waren, oder von der Behandlung, die noch heute in russischen Kerlern vorkommt. Was soll man aber sagen, wenn in einem preislichen, itaallisch subventionierten Anstalt gegen eine Eingekerkerte die raffiniertesten Folter-strafen angewendet werden? Und doch ist es so. Oder wie kann man es anders nennen, wenn unsere Zelle, die wir im heißesten Monat des Jahres angewiesen bekommen, nach dem Modell der venetianischen Liebhäuser angelegt war? Wände, Dach, alles von Metall, das, der glühenden Sonne ausge-setzt, die Wirkung eines ungeheuren Bratofens auf menschliche Glieder ausstößt. Und nicht genug damit, ließ man uns un-entbrochen, anstatt der so bitter notwendigen frischen Luft, eine schenliche gasähnliche Mischung von Schwefel und Ruß in unserer Kerle hinein, die uns zu erstickten drohte. Eine breite Foltervorrichtung war nicht minder quälend. Man ließ uns nämlich, zur Verhinderung unserer Strafe, keinen Augenblick ruhig in unserer Lage verharren. Fortwährend wurden wir durch irgend einen sinnreichen Mechanismus wie von der Armer unstillbarer zorniger Hentersnacke gestüttelt und zusammenge-schüttelt, daß uns Hören und Sehen verging. Diese schmerzhaften Manipulationen war von abwechselnden, ge-

heimnisvollen, zischen und lauchenden Tönen begleitet, von Klappern und Heulen, das sich manchmal in ein quieschen-des Stöhnen verlor, wie wenn ein Gemarterter stirbt.

Ich denke mir, es sollte durch die Vorrichtung eine Art religiöser Einwirkung auf die Gemüter verjagt werden, indem die entsetzlichen und beängstigenden Geräusche ziemlich glücklich das Heulen und Klappern der Hölle nachahmen, von dem den Sündern gepredigt wird.

In Ketten abgeführt war keiner von uns.

Dagegen waren die Britzeln derart konstruiert, daß ein normal gebauter Mensch nur wenige Minuten ohne große Schmerzen auf ihnen sitzen konnte, und man gezwungen war, beständig seinen Platz ein wenig zu wechseln, was unter acht Menschen bei dem engen Raume nur schwer und un-dru'a er Beeinträchtigung der Mitgefängenen möglich war, daher e immer wachsende Zwietracht zur Folge hatte. Es wurde mir rasch klar, daß man es hier mit einer äußerst geistreichen Erfindung des Direktors zu tun habe. Denn es ist doch leicht einzusehen, daß Jolterzellen, wie sie jetzt in Gefängnissen alle gemein eingerichtet werden, weit kostspieliger sind, als solche Massenzellen mit rein geistigen, aber dennoch un-erstickbaren Schwebewänden. Durch die Einrichtung des Stuhlganges Strens und Entwegens werden gefährliche Bündnisse und Revolten vollständig vermieden.

Im Laufe des Tages ließ uns eine neue Plage die schon vorhandenen fast gering adien. Wir hungerten. Und ob-gleich wir beschäftigt waren, uns für unser eigenes Ged zu ver-fähigen, nahm man uns doch mit konsequenter Grausamkeit jede Möglichkeit, dies zu tun. Dabei ließen wir Verhinderung unserer Hungerqual, ein paarmal Kraben an uns vorbei, die Bier und schließlich aussehende belegte Brötchen trugen, die aber, sobald wir ihnen winkten, verschwanden. Die Frau mit dem Zahngeschwür hatte auf irgend eine geistliche Weise für sich und ihren beiden Gefährten einen Korb mit Etwas eingeschmuggelt. Da sie selbst nichts essen konnte, botten wir sechs auf die freigewordene Hälfte des Vorrats. Umsonst. Der Dide als ungeheuer viel, der Rest wurde w'eder eingepackt. Und schon konnte man den demoralisierenden Einfluß der Gefängnishaft auf die Gemüter bemerken, schon begann lang-sam der Finitis der Kultur von uns allen abzublättern, so daß wir alle, alt und jung, wie wir da waren, mit erhabenen Kopfe und feuchten beschämten Augen, wie teilende Hunde, jeder Bewegung des Diden folgten, als er den halbgelackerten Korb wieder oberhalb der Bretzeln auf das Neg postierte. Ein junges, wohl niemals vorbetrautes, unschuldig aussehendes Mädchen bekam vor Hunger Heimweh und begann leise zu weinen.

Die Nacht war noch fürchterlicher als der Tag. Es war in unserem Abteil das raffinierte System eingeführt, die Häftlinge dauernd am Schlafe zu verhindern. Es ist dies die leichteste Art, unbedeuten Verbrechen in Wahnstinn und Tod zu bringen. Vielleicht wäre diese Vorrichtung nicht durchaus notwendig gewesen bei uns, denn abendes erprobten der Hunger, die schmerzenden Glieder, die Unmöglichkeit, eine ruhige Lage zu finden, das Wimmern der Frau mit dem Zahngeschwür, das Weinen des Mädchens ein etwaiges Ein-schlafen zur Genüge. Ganz abgesehen von dem fortwährend tabellos funktionierenden Schrittaparat, dem Schwefel und den Hise- und Klappgeräuschen. Auch war es mir zu dem Beispiel nicht ganz gleichgültig, so in einer Zelle mit sieben Menschen zusammengepackt zu sein, deren moralische Quali-täten man durchaus nicht beurteilen konnte. Es wäre, wie gesagt, kaum nötig gewesen, das raffinierte System anzu-wenden. Democh erschien mir indessen jede halbe Stunde un-erkermerster, ries uns mit barbarer Stimme an und zwang uns — um uns völlig munter zu machen — die Häftbeside aus der Tasche zu ziehen und ihr vorzuweisen.

Am Morgen waren wir so matt und elend, daß der Wärter, der wohl beauftragt war, uns lebendig zu halten, uns einen Augenblick in die Luft ließ. Da fanden wir nun bläß, frostig und mit wankenden Knien im Freien. Wie Mumiien, die der erste Lufthauch zu zerlösen droht. Der Platz, auf dem wir standen, war flug gewährt — ein schmaler Steindamm zwischen zwei mit eisernen Vorrichtungen ver-seherten Abgründen, die ein Entweichen unmöglich machten.